

(Nachdruck verboten.)

Der letzte Tag eines Verurtheilten.

8) Von Victor Hugo.

Aus dem Französischen von Paul Linsemann.

VIII.

Wie viel Zeit verfließt denn noch bis zu meinem Tode? Drei Tage Frist für die Revision, nachdem das Urtheil gesprochen worden ist.

Acht Tage vergehen darüber im Schwurgericht, worauf die Akten zum Minister geschickt werden.

Vierzehn Tage Wartezeit bei dem Minister, der nicht einmal weiß, daß sie in seiner Wohnung sind, sie jedoch, wie man sagt, nach peinlicher Durchsicht, dem Kassationshof übergiebt.

Dort werden sie geordnet, nummerirt und einregistriert, denn die Zeit der Guillotine ist beschränkt, und es muß der Reihe nach gehen.

Vierzehn weitere Tage, um zu prüfen, ob nicht ein Rechtsirrtum vorgekommen ist. Endlich versammelt sich der Gerichtshof, gewöhnlich an einem Donnerstag, verwirft zwanzig Rechtsmittel auf einmal und schickt das Ganze an den Minister zurück, der es seinerseits an den Oberstaatsanwalt zurücksendet. Dieser beauftragt den Scharfrichter. Wieder drei Tage.

Am Morgen des vierten Tages sagt sich der Substitut des Oberstaatsanwalts, indem er seine Toilette macht: „Man muß doch diesen Fall endlich mal aus der Welt schaffen.“

Dann, wenn der Substitut des Gerichtsschreibers nicht durch ein Frühstück mit einigen Freunden verhindert ist, wird der Befehl zur Hinrichtung aufgesetzt, redigirt, ins Reine geschrieben, abgedruckt, und am andern Morgen hört man schon von früh an auf dem Gräbeplatz ein Geräusch aufschlagen und auf den Plätzen den Pöbel aus vollem Halse lärmern.

Im Ganzen macht das also sechs Wochen. Das kleine Mädchen hatte recht.

Nun, seit fünf Wochen wenigstens, seit sechs vielleicht (ich wage gar nicht nachzudenken), bin ich in der Zelle zu Vieckre. Vor drei Tagen war Donnerstag, wenn ich nicht irre.

IX.

Ich habe soeben mein Testament gemacht.

Aber wozu eigentlich? Ich bin zu den Kosten verurtheilt, und all das, was ich habe, wird kaum hinreichen, sie zu bezahlen. Die Guillotine ist ein theures Vergnügen.

Ich hinterlasse eine Mutter, eine Frau und ein Kind. Ein kleines Kind im Alter von drei Jahren, süß, rosig, zart, mit großen, schwarzen Augen und langen kastanienbraunen Haaren. Sie war zwei Jahre und einen Monat alt, als ich sie zum letzten Male sah.

So werden nach meinem Tode drei Frauen ohne Sohn Gatten, Vater sein; drei Waisen verschiedener Art; drei Verwaiste durch die That des Gefektes.

Ich mag gerecht bestraft worden sein, aber was haben diese Unschuldigen verbrochen? Gleichviel! Man entehrt sie, man richtet sie zu Grunde; das ist die Gerechtigkeit.

Nicht meine arme alte Mutter beunruhigt mich, sie ist vierundsechzig Jahre alt, sie wird meinen Tod nicht lange überleben. Vielleicht lebt sie auch noch einige Tage, vorausgesetzt, daß sie bis zum letzten Augenblick noch einige Sous zu verzehren hat; sie wird alles resignirt ertragen.

Auch mein Weib beunruhigt mich nicht, ihr Körper ist kränklich und ihr Geist zerrüttert; auch sie wird sterben.

Wenn sie nicht wahnsinnig wird. Man sagt, daß der Wahnsinn das Leben verlängert. Der Geist leidet dann keine Schmerzen, er schläft, er ist todt.

Nur mein Kind, meine Tochter, meine arme kleine Marie thut mir so leid! Sie spielt jetzt fröhlich und singt und denkt nicht an die Zukunft.

X.

Ich beschreibe jetzt mein Gefängniß:

Acht Fuß im Geviert; Mauern von Quadersteinen, die sich im rechten Winkel auf einen Boden von Steinfliesen stützen, der eine Stufe höher liegt als der äußere Gang.

Wenn man zur Thür hereintritt, ist rechter Hand eine Art Vertiefung, die ein wahrer Hohn auf einen Mofen ist. Dort liegt ein Bund Stroh, auf dem der Gefangene Winter wie Sommer mit einer Feinweide und einer Zwillingjacke bekleidet, schlafen muß.

Ueber meinem Haupte die spitzbogenförmig gewölbte Decke, an der Spinnweben so dick wie Lappen hängen. Das ist mein Himmel.

Uebrigens ist kein Fenster da, nicht einmal ein Luftloch; nur eine Thür, an der das Eisen das Holz verdeckt.

Doch nein! In der oberen Hälfte der Thür ist eine stark vergitterte Oeffnung von neun Zoll im Geviert, die der Schließer des Nachts zumachen kann.

Draußen läuft ein langer Flur hin, der durch schmale Böcher hoch oben an der Wand Licht und Luft erhält. Er ist durch Mauerwerk in verschiedene Theile zerlegt. Die untereinander durch eine Reihe bogenrunder und niedriger Thüren in Verbindung stehen. Jede dieser Abtheilungen bildet eine Art Vorzimmer zu einer der meinen ähnlichen Zelle. In diese Zellen setzt man die Sträflinge, die von dem Gefängnißdirektor zu Disziplinarstrafen verurtheilt sind. Die ersten drei Zellen sind für die zum Tode Verurtheilten bestimmt, weil sie in der Nähe der Wohnung des Gefängnißwärters und darum leicht zu beaufsichtigen sind.

Diese Zellen sind Alles, was vom ehemaligen Schlosse Vieckre sich erhalten hat, so wie es im fünfzehnten Jahrhundert vom Kardinal von Winchester gebaut ist, der auch die Jungfrau von Orléans verbrennen ließ. Dies hörte ich, als es einigen Neugierigen erzählt wurde, die mich kürzlich in meiner Zelle besuchten und die mich aus eigener Entfernung wie ein wildes Thier betrachteten. Der Schließer bekam dafür hundert Sous.

Ich vergaß zu erwähnen, das Tag und Nacht ein Wachtposten vor der Thür meiner Zelle ist, und daß ich meine Augen nicht zu der viereckigen Luke erheben kann, ohne seinen beiden Augen zu begegnen, die immer fest darauf gerichtet sind. Was für Licht und Luft habe ich in diesem steinernen Kasten!

XI.

Da der Tag noch nicht angebrochen ist, was soll ich in der Nacht thun? Ein Gedanke ist mir gekommen. Ich bin aufgestanden und habe mit meiner Lampe die vier Mauern meiner Zelle beleuchtet. Sie sind bedeckt mit Inschriften, Zeichnungen, seltsamen Figuren und Namen, übereinander und durcheinander. Manchmal ist das eine durch das andere verwischt. Es scheint, als ob jeder Verurtheilte eine Spur von sich, wenigstens hier, hat hinterlassen wollen. Mit Bleistift, mit Kreide, mit Kohle sind schwarze, weiße, graue Buchstaben oft tief in den Stein eingekratzt, hier und da sind Namenszüge von rothbrauner Färbung, die wahrscheinlich mit Blut geschrieben sind. Wenn ich in besserer Stimmung wäre, würde ich mit Theilnahme in diesem seltsamen Buche lesen, daß Seite für Seite auf jedem Stein dieser Zelle aufgeschlagen ist. Ich würde dann ein Ganzes aus diesen Fragmenten, die auf der Mauer zerstreut sind, zusammensetzen, würde aus jedem Namen einen Menschen herauslesen, würde Sinn und Leben den verstümmelten Inschriften, den abgebrochenen Sätzen, den zergliederten Worten geben, die Körper ohne Kopf sind. Sie erinnern an die, die sie geschrieben haben.

Mir zu Häupten sind zwei flammende Herzen, von einem Pfeil durchbohrt. Darüber steht: „Liebe für's Leben“. Der Unglückliche konnte wohl seinem Wahlspruch nicht lange treu bleiben.

Daneben sieht man einen dreieckigen Hut und eine kleine grobgezeichnete Figur, mit der Unterschrift: „Es lebe der Kaiser! 1824.“

Dann wieder flammende Herzen mit der für ein Gefängniß eigenthümlichen Inschrift: „Ich liebe und verehere Mathieu Davin. Jacques.“

Auf der gegenüberliegenden Wand liest man den Namen: „Passavoine“. Das „P“ ist mit Arabesten verziert und sehr sorgfältig und zierlich geschrieben.

Dann weiter eine Strophe aus einem Gassenhauer. Eine Freiheitsmütze tief in den Stein eingemeißelt. Darunter steht: „Vories. Die Republik.“ Es war einer der

Unterschiede von La Rochelle. Armer junger Mann! Wie verabscheuenswerth ist Eure angebliche „politische Nothwendigkeit.“ Der Lohn für eine Idee, für einen Traum war die graufige Guillotine! Und da will ich Elender mich noch beklagen, der ein wirkliches Verbrechen begangen, der Blut vergossen hat!

Ich will nicht weiter suchen. Ich habe soeben in der Ecke meiner Zelle ein schreckliches Bild in weißer Farbe gesehen. Es stellt das Schaffot dar, das in dieser Stunde vielleicht für mich errichtet wird. Die Lampe ist mir beinahe aus den Händen gefallen.

VII.

Schnell setzte ich mich auf mein Strohlager und stützte das Haupt auf die Kniee. Dann wich der kindische Schrecken von mir, und eine merkwürdige Neugier ergriff mich, die Lektüre meiner Zellenwände weiter fortzusetzen.

Neben Passavoines Namen habe ich ein großes Spinnwebgebe abgerissen, das ganz verstaubt in einer Ecke hing. Unter diesem Gewebe standen vier oder fünf völlig leserliche Namen unter andern, von denen nur ein Fleck an der Wand übrig geblieben ist. — Dautun 1815. — Poulain 1818. — Jean Martin 1821. — Castaing 1823. — Beim Lesen dieser Namen sind mir gar trüffelige Erinnerungen gekommen. Erinnerungen an Dautun, der seinen Bruder in Stücke zerschnitt, den Kopf in einen Brunnen und den Rumpf in eine Kloake geworfen hat; Erinnerungen an Poulain, der seine Frau ermordet hat; an Jean Martin, der einen Pistolenschuß auf seinen Vater in dem Augenblick abgab, wo der Greis ein Fenster öffnete, an den Arzt Castaing, der seinem Freunde, als er ihn während der letzten Krankheit pflegte, die er selbst verursacht hatte, anstatt der Medizin Gift eingab. Erinnerungen endlich an Passavoine, den furchtbaren Wahnsinnigen, der kleine Kinder mit Messerstößen in den Kopf tötete.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Wie Kinder mit Puppen spielen.

Was ist es eigentlich, das den Kindern die Puppe so lieb und theuer macht? Da es dem Erwachsenen kaum begreiflich ist, was ihnen an dem starren leblosen Ding, wie es ihm erscheint, gefällt, so muß es eigentlich Wunder nehmen, daß man es fast noch garnicht versucht hat, diesem Problem ernstlich näher zu treten und die Vorgänge in der Seele des Kindes, das mit seiner Puppe spielt, zu erhellern. Einem ameritanischen Gelehrten, Professor Stanley Hall, einem der namhaftesten dortigen Psychologen, blieb es vorbehalten, das Puppenland für seine Wissenschaft zu entdecken. Er hat viele und manche ganz merkwürdige Eigenschaften der Puppe zusammengestellt. Die wichtigsten Resultate, zu denen er gekommen ist, seien hier wiedergegeben:

Die Schwierigkeiten des Problems beginnen gleich beim ersten Schritte. Wie soll man die Puppe eigentlich definieren? Der Erwachsene denkt zunächst daran, daß die Puppe ein Ebenbild der menschlichen Gestalt sein soll. Das gilt aber nur für eine Gattung, die Hall die „konventionelle“ Puppe nennt, wie sie in jedem Laden zu laufen ist. Nach der Haartracht und der Kleidung handelt es sich hier zumeist um „Mädchenpuppen“, Jungenpuppen sind bedeutend seltener.

Diese konventionelle Puppe genügt aber den Kindern durchaus nicht, sie machen sich vielmehr mit Vorliebe selbst „Puppen“. Erwachsene sind wieder geneigt, in den selbsthergestellten Puppen einen „Ersatz“ zu sehen, der nur in Ermangelung des Besseren gewählt wurde. Ein armes Kind, das sich aus Flicken und Lappen eine Puppe macht, mag hierin einen Ersatz für die schöne, ihm nicht zugängliche, die es im Schaufenster gesehen, erblicken. In vielen anderen Fällen verhält es sich aber nicht so. Auch die Kinder, die regelrechte Puppen genug haben, bauen sich selbst aus allen möglichen Gegenständen oft die unförmlichsten Dinger, für die sie dann eine besondere Liebe hegen. Diese Anhänglichkeit an eigene Schöpfungen ist uns noch räthselhafter als es die Liebe zur unbeweglichen Wachs- oder Bleipuppe ohnehin schon ist.

Stanley Hall hat eine Liste der Gegenstände aufgestellt, die er alle als solche „Ersatzpuppen“ beobachtet hat. Es ist unglaublich, was darin alles vorkommt: Kissen, Stöcke, Flaschen, Aehren, Klammern, Wesen, Schutzhüpfen, Stühle, Schemel u. A. sind ziemlich häufig. Andere Dinge sind ihm nur vereinzelt aufgefallen, z. B. ein Kasten, ein Krug, eine Apfelsinenschale, ein Bettuch, ein Buch. Einander mehr entgegengesetzte Gegenstände würden sich nur schwer finden lassen. Es scheint auch zunächst unmöglich, das bindende Glied zwischen ihnen herauszufinden. Trotzdem müssen wir annehmen, daß in all diesen Fällen die kleinen Mädchen, die solche Dinge zur Puppe wählten, von einem ganz bestimmten Gedanken geleitet wurden.

Sieht man genauer zu, so findet man, daß in der That in all den Ersatzpuppen, die so unpuppenhaft aussehen, doch rudimentäre

Begriffe der Kinder von der menschlichen Gestalt zum Ausdruck kommen. Es lehren hier Elemente der kindlichen Auffassung wieder, wie wir sie auch in den ersten Zeichenversuchen der Kinder, die sich mit der Gestalt des Menschen befassen, wiederfinden. In diesen tritt uns eine hohe Werthschätzung der runden oder ovalen Formen entgegen, die für Kopf und Körper verwendet werden, und ebenso der gabelförmigen Linien, die die Beine darstellen. Dieselbe Neigung für das Runde und Ovale, das sich den Kindern als ein Hauptmerkmal der menschlichen Gestalt darbietet, ist es, die sie runde Gegenstände wie Kissen, Orangen, auch Gurken und Haarbürsten als Puppe wählen läßt. Die hohe Bedeutung der menschlichen Beine scheint von ihnen gewürdigt, wenn sie etwa zu Zangen, Stiefelknechten und Schemeln greifen. Für die Schemel tritt sogar eine besondere Vorliebe zu Tage, da die Füße desselben theils die Füße, theils die Arme der Puppe bedeuten können. „Man kann so hübsch mit der Puppe spazieren gehen, meinte ein kleines Mädchen, man kann sie an der Hand halten wie ein kleines Kind.“ Ein Schemel hat noch dazu den Vorzug, mitstehen bleiben zu können, wenn sie „Bekannte“ trifft, eine andere Puppe muß gestützt werden, und man ist doch nicht immer in der Nähe einer Wand“.

Andere Kinder pflegen den menschlichen Körper auch durch einfache Linien darzustellen. An diese naive Zeichnung erinnern Puppenformen wie Stöcke und Klammern. In anderen Fällen wieder liegt der Grund für die Wahl eines Gegenstandes in ganz untergeordneten Zügen. Das Haar vor allem erscheint immer in großer Fülle in den kindlichen Kunstproduktionen; es spielt auch eine große Rolle bei einer „hübschen, süßen Puppe“. Spuren dieser Haarbewunderung der Kinder findet man in der Wahl von Nüssen und Karotten, an denen noch die Blätter sitzen. Wir brauchen nur an des Kindes lebhaftes Phantasie zu denken, die solche kleinen Andeutungen gleich für das Ganze nimmt, und die eigentümlichsten Launen, die in der Wahl der Ersatzpuppen zum Vorschein kommen, werden erklärlich.

Bedeutungsvoller noch als die Charakteristik dieser Eigenschaften der Puppen sind die Beobachtungen über die Art, wie die Kinder sich mit ihnen beschäftigen. Die erste und einfachste Beschäftigung besteht darin, die Puppe zu lieblosen, sie im Arm zu tragen und von einem Orte zum anderen zu bringen. Keinen kleinen Theil der Zeit nimmt natürlich das Aus- und Anziehen in Anspruch. Ein besonderes Vergnügen aber scheint den kleinen Mittern das Waschen und Kämmen zu bereiten. Es können sehr verschiedene Motive dafür gesucht werden. Schwierig ist diese Reizung ganz auf die Reinlichkeitsgewohnheiten zurückzuführen, die ihnen in der Kinderstube beigebracht werden. Das „Spielen mit Wasser“ hat für Kinder ja immer einen besonderen Reiz. Hall vermüthet schließlich auch, daß in vielen Fällen auch ein wenig Malice darin steckt, indem die Kleinen das an Anderen ausführen wollen, was ihnen selber so unangenehm ist, wenn es an ihnen vollzogen wird!

Eine andere Hauptbeschäftigung ist das Füttern, das auf sehr verschiedene Weisen vollzogen wird. Einige Kinder stellen das Essen neben die Puppe, andere halten es ihr sehr lange vor den Mund, wieder andere brechen ihr gar einige Zähne aus und stoßen das Essen mit einer Stachnadel in den Mund. Ein kleines Mädchen nahm regelmäßig etwas vom Mittagstisch in die Kinderstube für die Puppe mit und aß es dann allein auf; es war nicht etwa die eigene Gbflust, die sie dazu trieb, denn sie bat die Mutter, ihr nicht so große Portionen aufzulegen, da sie doch „noch eben etwas essen müsse“. Sehr gewissenhaft führte sie der Puppe auch an einem Tage doppelte Quantitäten zu, als sie es an dem vorhergehenden Tage verzessen hatte. Von einem kleinen Amerikaner erzählt Hall, er habe eine so aufopfernde Liebe zu seiner „Puppe“ gezeigt, daß er halb verhungerte, um heimlich einen alten Ruchhader zu füttern, den er als ein „Mitglied der Familie“ betrachtete.

Die Puppe zu Bett bringen, ist nach der Anschauung der Kleinen natürlich auch ein Geschäft von größter Wichtigkeit. Einsingen und Wiegen „bis die Arme schmerzen“ spielen dabei eine große Rolle. Schläft die Puppe, so ist man sehr rücksichtsvoll, geht auf Fußspitzen und spricht im Flüsterton, um sie nicht zu wecken. In der Art der Behandlung giebt sich indeß die verschiedenste Auffassung von dem Alter des „Kindchens“ kund. Ein Kind wollte seine Puppe nicht einsingen, weil es sie als „junge Dame“ betrachtete. Andere hielten sie wenigstens für alt genug, daß sie wachend ins Bett gelegt werden konnten. Ihre realistische Auffassung zwingt die Kinder aber in der Regel, der Puppe die Augen zu verdecken, wenn sie keine von selbst schließenden Augen hat.

Eine eigenartige Lieblingsbeschäftigung ist die „Krankenpflege“. Die Puppen scheinen alle möglichen Krankheiten durchzumachen. So stellte ein kleines Mädchen bei ihrer Puppe „Lepra“ fest, weil „die Farben fleckig geworden wären“. In einem anderen Falle wurden mit Hilfe eines rothen Weisstiftes „Masern“ hergestellt. Eine besonders aufmerksame Beobachterin riß ihrer Puppe, nachdem sie „hohes Fieber“ gehabt, die Haare aus.

Puppen müssen auch erzogen werden. Die Methoden, nach denen dies geschieht, spiegeln getreu die Behandlung wieder, die die Kinder selbst erfahren haben. So sagte z. B. ein Kind: „Ich spreche oft vernünftig auf meine Puppen ein; denn das ist ihnen sehr nützlich“, ein anderes dagegen: „Ich prügele meine Puppen oft, wenn sie nicht gehorsam sind, das macht so viel Spaß.“ Ein gut Stiel Charakteristik der Eltern beider steckt in diesen naiven Äußerungen. Das Gespräch des Kindes mit seiner Puppe ist aber keineswegs immer belehrend und unterhaltend; meist handelt es sich um einen

Erguß des Kinderherzens zu der Vertrauten. Aus der Puppe wird dann die Gesellschaftlerin, der alle Freuden und noch vielmehr alle Schmerzen mitgeteilt werden.

Eigenthümlich ist auch die Bedeutung, die das Begräbniß im Spielen mit Puppen hat. Manchmal scheint ein solches nur der Zeremonie wegen vorgenommen zu werden, da die Puppe bald ausgegraben und wieder in Liebe aufgenommen wird. Echt ist das Begräbniß nur, wenn die Puppe wirklich todt, d. h. zerbrochen ist. Sicher ist es aber oft auch nur ein Vorwand, das Ende der Puppenliebe zu beschönigen. Auch ist nicht jedes kleine Mädchen eine „Antigone“, sehr viele werfen ihre kranken oder todtten früheren Lieblinge einfach in einen Winkel.

Wenn der Erwachsene sich vorzustellen sucht, was das Kind über seine wächsernen und hölzernen Lieblinge denkt, so ist er immer in Gefahr, dem was er sieht, den äußeren Handlungen, seine eigene Vorstellungsweise unterzulegen — ein Umstand, der jede Kinderpsychologie erschwert. Das aber zeigt doch das Benehmen der kleinen Mütter, daß sie die Puppen als vollkommen ihresgleichen betrachten. Sie werden behandelt, als ob sie lebendig wären, als ob sie wachsen, essen und schlafen, und wenn sie krank sind, auch Medizin nehmen müßten. Es wird mit ihnen umgegangen, als ob sie Sinne hätten, — mindestens den Gesichtssinn, — als ob sie Freude und Schmerz fühlen könnten und als ob sie verstünden, was man zu ihnen spricht. Diese Voraussetzungen werden auch durch das Aussehen der Conventionalen Puppe unterstützt, die, wenn sie auch steif und unbeweglich ist, dem Aeußeren eines Kindes nachgebildet ist. Wie aber ist es, wenn die Kinder eine „Erfahrungspuppe“ dem schönsten Wachsopf vorziehen? Sind es Kinder von hoher Einbildungskraft, die einen möglichst großen Spielraum für die Gestaltungen ihrer Phantasie brauchen? Sind es Kinder mit verhältnißmäßig gering entwickelter Empfindung für sinnliche Reize? Oder sind es Kinder, die durch die Unbeweglichkeit der Puppe beim Anhören der leidenschaftlichen Erzählungen, durch den Zerfall des Puppenkörpers oder gar durch die Entdeckung, daß der Kopf hohl ist, steptisch geworden sind? Dabei müßte auch die Wirkung der steptischen Bemerkungen Anderer, besonders der Brüder, in Betracht gezogen werden.

Man nimmt allgemein an, daß sich „mütterliche Empfindungen“ in der Liebe der Mädchen zu ihren Puppen regten. Professor Hall sucht den Nachweis zu erbringen, daß dies in viel geringerem Maße der Fall ist, als gewöhnlich behauptet wird. Er hat gefunden, daß auch Knaben in ziemlich beträchtlicher Zahl Vorliebe für Puppen gezeigt haben, wenn auch ihr Gefühl nicht soviel warme Zärtlichkeit zu haben scheint als das der Mädchen. Wie wäre dann feruer die Reigung der Kinder zu erklären, die so oft auftritt, die Puppe zu zerbrechen, zu zerstören? Es scheint aber doch, daß dunkle mütterliche Impulse wenigstens die Basis dieser Empfindungswelt bilden, wenn sie sicherlich auch mit vielen anderen vermischt sind. Daß solche vorhanden sind, dafür spricht auch das Entzücken der Kleinen, das sie äußern, wenn ihnen einmal erlaubt wird, ein wirkliches Baby auch nur einen Moment im Arm zu halten. Bedeut man, wie schwer zugänglich ein solches dem Kinde ist, so begreift man, welchen Werth die Puppe in dem Leben eines kleinen Mädchens erlangen kann. Freilich werden diese Instinkte stark von anderen Gefühlen überwuchert. Nachahmung der Erwachsenen wird wie in allen Spielen so auch in dem Spielen mit Puppen offenkundig. Das Kind thut mit der Puppe, was mit ihm selber geschieht und geschah. Man kann dabei beobachten, daß Kinder, die selbst ungeru gehorchen, selbst zu ihren Puppen sehr streng sind und „Ungehorsam“ streng bestrafen. Möglich auch, daß das Kind den Wunsch hat, sich für die Unterthänigkeit, in der es sich ständig befindet, schadlos zu halten und das angenehme Gefühl haben will, selbst „Autorität“ ausüben zu können.

G. K.

Kleines Feuilleton.

c. Begrabene Städte in der Wüste. Eine überraschende Entdeckung lohnte den Forschungsreisenden Dr. Sven Hedin, als er den großen westlichen Theil der Wüste Gobi durchzog. Wie er in seinem in London erschienenen Buch „Through Asia“ erzählt, hat er das Gebiet auf seinen Reisen zweimal berührt. Es ist mit Sanddünen bedeckt, die ein schnelles Fortschreiten unmöglich machen. Das Land ist völlig erloschen, kein Anzeichen der Pflanzen- oder Thierwelt unterbricht die Monotonie der gelben Sandberge, die bis 200 Fuß hoch sind. Der Forscher war selbst in Lebensgefahr, und zwei seiner Begleiter hielten ihr Leben ein, da die Kameele ihren Dienst versagten. Von Khotan aus besuchte er dann noch mehrmals die Wüste, und hierbei stieß er auf die „begrabenen Städte.“ Er fand Ruinen von hunderten von Häusern aus Pappelholz, die ohne irgend eine Spur von einem erkennbaren Plan oder von einer Linie umherstanden. Die meisten waren nach einem und demselben Schema gebaut; es war gewöhnlich ein kleines Viereck in einem größeren, das in mehrere Zimmer eingetheilt war. Pfosten von 6—10 Fuß Länge, die aus dem Sande hervorragten, und trocken wie Pflöckchen waren, bezeichneten die Lage dieser Häuser. So ist der größte Theil der ehemaligen Stadt unter den Sanddünen begraben, und sie wird nur in einzelnen Zwischenräumen sichtbar. Auch einzelne Leberreste von Wänden in der Höhe von etwa 3 Fuß wurden gefunden.

Sie bestanden aus Pföden, die durch zusammengebundene Grasbüchel gebildet waren, und waren mit einer Lehmwand beskleidet. Die Lehmwände sind mit Wanddekorationen geschmückt, die triende weibliche Figuren mit gefalteten Händen, an denen auch die über dem Kopfe zu einem Knoten verschlungene Haartracht auffällt, und bärtige Männer von arischem Typus, wie Perser gekleidet, darstellen. Auch Buddhafiguren, sowie Friesen und Kränze wurden gefunden. Ferner ließen sich Spuren von Gartenanlagen erkennen; ehemals müssen Pflaumen und Apriosen da gemachsen sein, wo jetzt die trostlose Oede ist. Die Lösung des Räthfels, das diese Ruinen aufgeben, liegt darin, daß an dieser Stelle einst ein Fluß vorbeigestossen ist, dessen Versiegen den Ruin der ehemals blühenden Stadt herbeigeführt hat. Ein Nebenfluß des Kerih-Daria hat hier die Obstdärten bewässert und die Mühlen getrieben, der später wie alle Flüsse jener Gegend sein Bett immer weiter nach Osten gesucht hat. Auch ein „todter Wald“, durch den der Reisende hindurch mußte, ehe er zu jener Stätte kam, erzählt noch von ihnen; seine Ueberreste sind nur noch „kurze Baumstämme, grau und zerbrechlich wie Glas, Zweige von der Dürre wie Korlenzieher in einander verschlungen, und vertrocknete Wurzeln.“ Hedin hält die Stadt für 1500 Jahre alt. Da ihre Einwohner Buddhisten waren, muß sie vor der arabischen Invasion bestanden haben, die im 8. Jahrhundert stattfand.

— Lebende Zeitungen. Bekanntlich sind die Analphabeten in Rußland in so großer Uebersahl vertreten, daß dieser Umstand vollans erklärt, wie verhältnißmäßig gering die Anzahl der Zeitungen in Rußland ist. Der soziale Kampf der Gegenwart zwingt aber auch die Analphabeten, zu erfahren, was in der Welt eigentlich vorgeht, und so suchen sie sich irgendwie über alles Wissenswerthe zu orientiren. So hat sich denn der eigenthümliche Beruf der „lebenden Zeitungen“ entwickelt. Einzelne Personen stellen sich irgendwo auf eine hölzerne Kiste und lesen laut und deutlich, unringt von vielen aufmerksam lauschenden Hörern, die Zeitung Wort für Wort vor. Das dankbare Publikum belohnt dann den „öffentlichen Vorleser“, der eine Stunde später vor einem anderen Publikum die Weltereignisse zu Gehör bringt. Besondere Aufmerksamkeit widmen die Zuhörer allen lokalen Vorgängen, die oft mit Ausdrücken lebhafter Billigung oder Verurtheilung begleitet werden. Auch kürzere Feuilletons belletristischen Inhalts erfreuen sich manchmal eines großen Hörerkreises. Die Belohnung des öffentlichen Vorlesers ist gewöhnlich zweierlei Art, entweder in Geld oder in Naturalien. Neben dem Vorleser steht eine kleine Schüssel für kleine Geldmünzen und bei der Kiste, die ihm als Nebentribüne dient, ein Korb, in welchen meist dankbare Hörerinnen Proviantmittel hineinwerfen.

— Woher stammt der Name Amerika? Will Seton schreibt an die „New-York Sun“: Ich habe neuerdings in „The Sun“ Vermuthungen verschiedener Leute über den Ursprung des Namens Amerika gefunden. Ein Ungar Mann schreibt ihn Amerigo Vespucci zu und wiederholt damit einen augenscheinlichen Druckfehler aus, wenn ich nicht irre, dem Jahre 1508 (ich habe meine Geschichtsbücher nicht zur Hand). Amerika bedeutet in der Sprache der eingeborenen Mayas „Continent“. Die ersten Entdecker erfuhren den Namen von den Eingeborenen und schrieben ihn auf ihre Karten. Auf einer Karte von Kolumbus (1498) ist der Continent mit „Merica-pan“ bezeichnet. Auf anderen Karten aus den Jahren 1501, 1503 und 1506 wird America, Amarca und Marca geschrieben. Man buchstabierte damals noch nicht genau, wie die Leser des Chaucer wissen, und man verunkelte, sich den Declinationen des mahaischen Wortes anzupassen. Das torrekte mahaische Wort ist Amarca, wenn es am Ende steht. Es ist über den ganzen südamerikanischen Kontinent verbreitet und in den Namen von Provinzen, Städten, Dörfern, Bergen und Flüssen angewendet: Cumbin-Amarca — Verg-Amerika, Cox-Amarca — Amerika des Durchschmittes oder Passes. Ich fand 50 Städte des Namens an einem Nachmittage auf der Karte. Wenn es am Anfange eines Satzes steht, heißt es gewöhnlich Merica oder Marica, manchmal Amerika, wie in Maraca-ibo — Amerika im Golf, America = igim — America der Brinnen. — („Prometheus.“)

Erziehung und Unterricht.

— Eine Bibliothek für Blinde. Aus Philadelphia meldet das „Library Journal“ die Eröffnung einer Abtheilung für Blinde in der Freien Bibliothek. Am 1. Januar wurde die Sammlung, die schon über 2000 für Blinde in Relief gedruckte Bände umfaßt, dem Publikum zur unentgeltlichen Benutzung übergeben. Weitere 500 Bände sollen in nächster Zeit eingereicht werden. Neben Bibelausgaben und Andachtsbüchern enthält die Bibliothek Lebensbeschreibungen berühmter Männer, Gesichtswerke, Gedichte u. a. Im Bibliotheksraume sollen regelmäßig Vorlesungen für Blinde stattfinden, wie solche in mehreren großen Bibliotheken America's, namentlich in Washington, schon seit längerer Zeit eingerichtet sind.

Aus dem Thierleben.

— Von dem Vogelleben auf der Bäreninsel gab Dr. Schaudinn eine fesselnde Schilderung in einem Vortrage in der „Deutschen Ornithologischen Gesellschaft“, in dem er über die ornithologischen Ergebnisse seiner Reise nach Spitzbergen berichtete. Einem ausführlichen Referat der „Voss. Btg.“ entnehmen wir darüber das Folgende: Am 12. Juni v. J. erreichte das Schiff die im

Süden von Spitzbergen gelegene Väreninsel, an deren meist in dichte Nebel gehüllten Felsenküsten das Landen schwierig ist. Schon unterwegs erregten Eisturmbögel, dreizehige Möwen und Eismöwen die Aufmerksamkeit der Reisenden. Je näher man der Insel kam, desto mehr häuften sich diese Vögel; Krabbentaucher und ungefüßt fliegende Lummern zeigten sich in Schaaren und erfüllten die Luft mit ihrem Geschrei. Das Glück war den Zoologen günstig; bald kam die Väreninsel mit ihren beiden Regalbergen in Sicht, und in der klaren Luft hoben sich ihre steil ins Meer herabfallenden Basaltfelsen scharf vom Horizonte ab. Die Insel bildet ein Hochplateau, welches nach Norden sanft abflacht und mit außerordentlich zahlreichen Kumpeln von Süßwasser bedeckt ist. Die Nordhälfte dieses Eilandes ist den Stürmen ausgesetzt, und hier findet sich kein Brutvogel. An der fast senkrecht aus dem Meer sich erhebenden Südküste entwickelt sich dagegen ein Vogelleben, wie es kein anderer Vogelberg gewaltiger aufzuweisen vermag. Zwei Arten von Möwen, Sturmbögel, Lard-Allen, zwei Lummernarten, Larventaucher und Krabbentaucher haufen hier neben und über einander. Auf den untersten Platten des Gebirges saßen die Allen und Lummern, Vogel an Vogel, dicht neben einander, die weiße Brust dem Meere zugekehrt, sich streichelnd und schnäbelnd. Von den Felskanten herab ließen sie sich in das Wasser fallen. Hier und da sah man die lebhaftere rothfüßige Trottellumme; Krabbentaucher tummelten sich in schwirrenden Flüge über der Wasserfläche. Nachdem ein Schuß gelöst war, veränderte sich das Bild. Selbst die kühnste Phantasie vermag nicht, eine Vorstellung von dem zu geben. Einer Lawine gleich stürzten ungezählte Schaaren von Lummern im spitzen Winkel von den Felsen zum Wasser herunter, die Luft ist angefüllt mit Möwen und Sturmbögeln, welche unter entsetzlichem Geschrei einen dichten Regen von Abfallstoffen über die menschlichen Störenfriede ergießen. Es gelang den Reisenden, bei der Ebbe an einer Stelle zu landen, wo der Felsen domartig losgebrochen war. Hier hatten auf dem Sande die Wiltgermeister oder Eismöwen gebrütet, und die flüchtigen Dumenjungen suchten sich vor den Menschen zwischen dem Geröll zu verstecken und schwammen lebhaft davon, nachdem sie sich im Wasser in Sicherheit gebracht hatten. Etwas höher hinauf am Felsen war das Reich der Eisturmbögel. Während die Möwen gutwillig das Feld räumten, behaupteten diese Vögel kampfbereit ihre Plätze und schleuderten ihren überreichenden Kropfinhalt mit Geschicklichkeit den sammelnden Forschern ins Gesicht. Sogar die kleinen Dumenjungen bewiesen schon eine erstaunliche Fertigkeit im Fliegen. Ueber den Sturmbögeln befanden sich die Brutplätze der Dreizehnmöwe, und hier wurden viele Dumenjungen und Eier zu wissenschaftlichen Zwecken gesammelt. Noch höher saßen die Lummern und Krabbentaucher. Wie diese Ummengen von Vögeln ihre Nahrung sich beschaffen, ist noch räthselhaft. Durch zahlreiche Sectionen und durch Untersuchung des Möwengewölle konnte festgestellt werden, daß die Möwen unter anderen auch Dumenjunge und Eier von Allen und Lummern verzehren und namentlich Kackentrebse gern fressen. Die kleinen Lummern hatten gewöhnlich kleine Krebse und Meereswürmer im Magen. Als den Klotzen des Vogelberges muß man den Papageitaucher bezeichnen; sein Wesen wirkt sehr erheitend; beständig verdreht er den Kopf und nickt, als ob er lebhaft mit einer Sache beschäftigt wäre. Er brütet in den Höhlungen, welche das Wasser aus dem Felsen ausgewaschen hat, gräbt aber nicht in der Humusschicht der Felsoberfläche Höhlen, wahrscheinlich weil die auf der Väreninsel lebenden Fische ihm sonst gefährlich werden könnten. Im Innern der Insel bietet die Vogelwelt ein ganz anderes Bild dar. Die Süßwasserkumpeln sind dicht bedeckt von Eismöwen und Stummelmöwen, obwohl keinerlei Fische oder größere Krebse in diesen Gewässern sich finden. In den Flußthälern betreibt der Seefrandläufer sein Brutgeschäft, seine Nahrung besteht wahrscheinlich aus grünen Algen; Insekten fehlen hier vollständig. Die Raubmöwe findet sich paarweise, und je ein Paar scheint an jedem Kumpel sich aufzuhalten. Das Männchen führt zur Fortpflanzungszeit merkwürdige Valztänze auf, indem es schreiend mit herabhangenden Flügeln auf dem Boden umherschurrt und sich im Kreise dreht. Die Raubmöwen sind höchst gefährliche Räuber, weil sie die kleineren Möwen so lange quälen, bis diese ihre Beute wieder von sich geben, die nunmehr den Wege-lagerern zufällt. Nur die Seeschwalbe ist vor ihnen sicher, weil sie mit ihrem spitzen Schnabel sofort zum Angriff übergeht, sobald eine Raubmöwe sich nähert. Der Nordseetaucher wurde mehrmals beobachtet, und der Schneeammer erregte mehrmals die Aufmerksamkeit; er schien mit dem Nestbau beschäftigt zu sein.

Technisches.

— Verwendung von Asphaltmörtel. In den Mittheilungen des „Zentralblatt der Bauverwaltung“ über bauwissenschaftliche Versuche der preussischen Staats-Bauverwaltung während des Jahres 1897 wird erwähnt, daß beim Bau einer Gymnasial-Turnhalle in Plön und der neuen Universitäts-Frauenklinik in Kiel das Mauerwerk zur Herstellung von Fenstersohlbänken versuchsweise in Asphaltmörtel ausgeführt wurde, um frostbeständige Fugen für Piegel-Hohbau zu erzielen. Dazu hat man die Ziegelsteine mit einem bituminösen Anstrich versehen, der an Steinen, Mörtel, Holz, Glas und Metall sehr fest haftet und sich mit Asphaltmörtel innig verbindet. Das Bindemittel, welches in Schwefelkohlenstoff, Benzol und dergleichen gelöst ist, wird nach dem Aufstreichen rasch fest. Die Herstellung der drei bis vier Schichten hoch ge-

mauerten Sohlbänke kostet nach diesem Verfahren etwa 1 Mark für 1 Meter. Nach den bisherigen Beobachtungen darf man sich einen sehr guten Erfolg versprechen. Die dunklen Fugen sollen selbst in sonst weiß gefugtem Mauerwerk keinen störenden Eindruck verursachen.

— Feuerwerkskörper als Eisenbahn-Signale. Im Wiener Westbahnhofe wurden am Abend des 3. Februar Versuche mit aus Amerika bezogenen Feuerwerkskörpern gemacht, die in den Vereinigten Staaten schon seit längerer Zeit zur Verhinderung einer gefahrbringenden Annäherung zweier in gleicher Richtung fahrenden Züge nebst den auf dem Kontinent üblichen Signalmitteln verwendet werden. Das Zugpersonal führt diese Feuerwerkskörper mit sich, zündet sie im Bedarfsfalle während der Fahrt an und wirft sie ab. Diese Feuerwerkskörper brennen wie bengalisches Feuer in rother oder grüner Farbe, haben, je nach den Vertriebsverhältnissen der betreffenden Bahn, eine Brenndauer von fünf oder zehn Minuten und funktionieren auch bei Sturm und Regen anstandslos. Das Entzünden erfolgt rasch und unbeeinträchtigt von den Witterungsverhältnissen durch Abnehmen einer kleinen Kappe vom Feuerwerkskörper und kurzes Reiben des so bloßgelegten Kilstoffes. Das rothe Licht bedeutet „Halt“ und das grüne Licht „Vorwärts“. Demnach muß ein Zug, welcher roth brennende Feuerwerkskörper anstrifft, so lange anhalten, bis dieselben abgebrannt sind, grün brennende Feuerwerkskörper gestatten nur die besonders vorsichtige Weiterfahrt. Die Chicago-Mod.-Island and Pacific Railroad, welche auf ihren 5700 Kilometer langen Linien jährlich etwa sechzigtausend Stück solcher Feuerwerkskörper verbraucht, giebt an, daß seit Verwendung dieser Signalmittel die Zusammenstöße von rückwärts sich um 95 pCt. verringert haben.

Humoristisches.

— In einem Restaurant. (Ein Gast prüft mit berechtigtem Mißtrauen das Essen.) „Kellner!“
 „Mein Herr!“
 „Soll dieser Fisch frisch sein?“
 „Ich könnt' es nicht mit Bestimmtheit sagen — ich bin erst seit acht Tagen hier.“
 — Trost. „Unser erstes Baby“ — sagte ein Professor der Mathematik — „war ein Junge. Dann kamen Zwillinge, darauf jedoch Drillinge, was mir ein großer Trost war.“
 „Wirklich?“
 „Ja. Denn ich befürchtete schon einen Fall von geometrischer Progression.“
 — Laß fahren die Sorgen! Herr Blaggs (besorgt): „Du weißt, meine Liebe, mein Gehalt ist bescheiden, und wir können nicht zürüdlehen. Da werde ich den Gedanken nicht los: Wenn ich plötzlich sterbe . . .“
 Frau Blaggs: „Ach, quäle Dich doch damit nicht, Henry; Du weißt, ich hab' mein Schwarzseidenes, das ist noch so gut wie neu.“ (Zugend.)

Notizen.

— In der Faschingnummer der „Jugend“ verulk Otto Erich Harleben auf lössliche Weise das „Siebengehirn moderner Lyriker“. — Man muß die sieben Dinger gelesen haben! —
 — Für die Bearbeitung des Wörterbuchs der ägyptischen Sprache, das vor Kurzem in Angriff genommen worden ist, hat Dr. Wilhelm Heinze vollständige Abtsätze und Photographien der sogenannten Pyramidentexte herstellen lassen. Das Werk wird somit die ältesten Denkmäler der ägyptischen Sprache, die seine wichtigste Grundlage bilden, in völlig gesicherter Gestalt benutzen können. —
 — Am nächsten Sonntag veranstaltet der Akademisch-Literarische Verein eine Mittags-Vorstellung, in der „Pelleas und Melisande“ von Maurice Maeterlind zur Aufführung gelangt. —
 — Der Berliner Hoffchauspieler Otto Puschian ist Direktor des neuerbauten Stadttheaters und zugleich des alten Landestheaters in Graz geworden. —
 — Die Führer der Karlsruher Sezession, Graf Kaldreuth, Carlos Grethe und Robert Vogelberger, sind an die Malerschule nach Stuttgart berufen worden. Sie waren es, deren Bilder auf den Ausstellungen den Ruf der „Karlsruher“ begründeten. —
 — Eine deutsche Ausstellung modernen Bauwesens soll im Jahre 1900 in Dresden abgehalten werden. —
 — Für die geplante Südpol-Expedition, deren Führer Professor Dr. Erich von Drygalski sein wird, ist als Abgangstermin der 1. August 1901 bestimmt. —
 — Der französische Sahara-Forscher Fernand Bourcau hat, Petermann's Mittheilungen zufolge, Ende 1898 seine zehnte Expedition angetreten, welche die Durchquerung der großen Wüste bis nach dem zentralen Sudan in Aussicht nimmt. —
 Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 12. Februar.